Umfang zwölf Seiten

Einzelbezug 40 Pfennig

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag
Berlin W 9 / Potsdamer Straße 18

Herausgeber und Schriftleiter
HERWARTH WALDEN

Ausstellungsräume
Berlin W / Königin Augustastr. 51

DRITTER JAHRGANG | BERLIN DEZEMBER 1912 | NUMMER 138/139

Inhalt: **H. W.:** Von der Kunst: Barmer Kunst / Münchener Kunst / Münchener Kunstverein / Die Münchener zeichnenden Künste / **Günther Mürre:** Irischer Abend / **Karl Borromäus Heinrich:** Menschen von Gottes Gnaden / Roman / **Mynona:** Der Rüssel des fetten Herrn Mühlmann / **Guillaume Appollinaire:** Realité, peinture pure / **Hermann Wagner** Die rote Flamme / **Albert Ehrenstein:** Antwort / **August Macke:** Linoleumschnitt / **Wilhelm Morgner:** Tierdressur / Originalholzschnitt / **Franz Marc:** Pferde / Originalholzschnitt / **G. Münter:** Originalholzschnitt

August Macke: Linoleumschnitt

Von der Kunst

Barmer Kunst

Ich kann der Stadt Barmen nicht helfen: sie hat sich schon einmal über den Sturm beschwert, sie wird es wieder tun. Die Herren, die im Namen der Stadt Barmen beleidigt sind, tragen selbst die Schuld. Die Barmer Zeitung öffnet die Spalten ihres Herzens nicht nur dem kunstleidenden Kritiker: auch die „Anwohner" dürfen sich ausweinen. Unfälle durch die Straßenbahn und Ausfälle gegen die Ruhmeshalle, der zerquetschte Bürger und die zerquatschte Kunst findet in der Barmer Zeitung Raum. Die Folge ist eine Begriffsverirrung. Der künstlerische Anwohner verlangt „Scheuklappen", um nicht in der Ruhmeshalle wild zu werden. Er erhält sie wohl auch von einem unkünstlerischen Pferd, das infolgedessen schuldlos den unkünstlerischen Anwohner übertrampelt. Der künstlerische Anwohner fordert hinwiederum den Barmer Kunstverein auf, „seinen starken erzieherischen Einfluß auch auf die Künstler auszudehnen und nicht auf das Publikum allein". Der erzieherische Einfluß des Kunstvereins scheint sich auf das Barmer Publikum noch nicht allzusehr ausgedehnt zu haben, denn der künstlerische Anwohner mit den Scheuklappen rebelliert: „Die Bilder des Herrn Marc-München sind denn doch so herausfordernder Natur, daß man nicht verstehen kann, wie die Hängekommission irgendeines Kunstvereins diese Moritaten annehmen kann. Es scheint nunmehr an der Zeit, eine gründliche Tempelreinigung vorzunehmen, und den bösen Geist aus unseren Hallen zu bannen, der dort schon allzu lange sein Unwesen treibt." Es geht eben den Barmern zu schnell. Aber es darf so nicht weiter gehen und so nicht weiter gefahren werden, sonst wird die Behörde darunter zu leiden haben. Die Revolution hebt ihr genügend bekanntes Haupt: .... und hauptsächlich deshalb nicht, weil man des naiven Glaubens ist, daß die dazu berufene Behörde schon nichts zulassen wird, was den einzelnen Bürger schädigt. Die Bewohner bitten die Verwaltung der städtischen Straßenbahn dringend, den Wagenführern ein mäßigeres Tempo vorzuschreiben und die genaue Ausführung dieser Vorschrift zu überwachen." So können dann weniger Moritaten geschehen, die hinwiederum Franz Marc nicht zu malen braucht. Woraufhin eine allgemeine Reinigung der Hängekommission stattfinden kann. So daß die bösen Geister der Anwohner in die Halle verbannt werden können, aus der die Kunst unter die Straßenbahn verscheucht wurde. Wodurch schließlich die berufene Behörde sich wieder den Glauben gewinnen wird, durch den sie die Kunst verloren hat. Das ist alles sehr verständlich, sowie man sich Scheuklappen umlegt.

Münchener Kunst

Es ist eine Beleidigung, den Münchnern das Bier vorzuwerfen. So hat neulich ein preußischer Richter gegen mich erkannt. Bier soll getrunken und nicht geworfen werden. Es ist eine Beleidigung, den Münchnern Kunst vorzusetzen. Sie werden schon an ihren Weißwürsten satt genug. Auch deckt der einheimische Markt die Bedürfnisse. Die Stadt München ist also durchaus künstlerisch gesonnen. Der künstlerische Geist weht durch die sonst leeren Straßen, wovon schon die Tauben auf dem Odeonsplatz zeugen. Wenn also die Kunst sich schon so auf den Gassen Bahn bricht, so kann ein Nichtmünchner sich gar nicht vorstellen, wie künstlerisch es erst in den Innenräumen zugeht. Und erst in den Künstlerateliers. Man braucht weder Künstler noch Bilder mehr, wenn man in ein echtes Künstleratelier tritt. Der Kritiker der Münchner Neuesten Nachrichten versichert es: „Mehr oder weniger drückt sich schon im ganzen Raum eines Ateliers, in der ganzen Ausstattung und Fassung das Wollen und Streben eines Künstlers aus. Auf weichen Pfühlen ruht man beim Orientmaler, inmitten unter Blumen sitzt man beim Blumenmaler und unter Rüschen und Röckchen, unter Kostümen und Ballroben kann man beim Damenmaler (zwar nicht sitzen, aber:) wühlen." Die Damenmaler ziehen in München offenbar ihre unschuldigen Opfer gründlich an und aus. Ich wage nicht auszudenken, wie es in den Ateliers von Akt- und Stillebenmalern aussieht, worauf man da sitzen mag. Aber ein Pferdemaler hat es auch ganz nett: „Bei Professor Angelo Jank, der wieder allerhand Neues auf der Staffelei hat, erkennt man gleich den Militärmaler und Pferdefreund. Da hängen allerhand alte Waffen und Rüstungen herum. Standarten zittern, wenn die Tür aufgeht, und schwere alte Helme stehen auf einem Brett in Reih und Glied; denn wer wie er sich mit der Historie der Uniform abgibt, muß auch greifbare Modelle, alte Stücke, vor sich haben." Ja, man braucht viele greifbare Dinge zum Malen, und ein Maler, der sich nicht so einen Trödelladen zulegen kann, muß schon aus reiner Armut Expressionist werden. An Herrn Professor Jank werden überhaupt die allerschwierigsten Forderungen gestellt. So zum Beispiel für das Porträt des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha: „Dieses Reiterbild ist für den Empfangsraum im Schlosse zu Gotha bestimmt, wo die Ahnengalerie der Herzoge sich befindet. So mußte Jank in der ganzen Komposition auf den Raum und die Umgebung Rücksicht nehmen. Und trotzdem erreichte er die größten malerischen Effekte: „Den Rücken des Pferdes deckt die schwarze Fellschabracke, die wirksam vom weißen Tierkörper absticht." Ein reiner Schwarzweiß-Künstler, aber auch das höllische Rot hat er nicht vergessen: „Das reiche Zaumzeug mit dem roten Puffelschweif gibt ebenfalls gute farbige Momente ab." Dieses schwarzweißrote Bild stammt nicht aus Preußen, sondern aus einem Münchner Trödelladen. Und so: „So wird auch bald Münchner neue Kunst im alten Gothaer Schloß vertreten sein: „Gute neue Kunst, die sich der Nachbarschaft der alten nicht zu schämen braucht." Der Gothaische Kalender wird sicher davon in späten Tagen noch zu melden wissen.

Münchner Kunstverein

Herr von Ostini, der greise Führer der Jugend, entdeckt jede Woche zahllose Talente. Er entdeckte sogar, daß die Malerei der Futuristen eine grandiose Satire sei, eigens zu dem Zwecke erfunden, die zu entlarven, die Herr von Ostini nicht für Talente hält. Seine Talente sehen so aus: „Albert Reich. Das Können ist ansehnlich und sympathisch, aber über matte Wirkungen kommt der Künstler in dieser Sammelausstellung nicht hinaus. — F. Eisengräber ist gewandt im malerischen Vortrag, allerdings auch im Besehen sorglos. — M. Stall ist in ihren landschaftlichen Studien anziehender als in dem schlechtbezwungenen Interieur. — Karl Kessler hat sich eine brillante Technik erworben, klare Schneelandschaften zu malen. — Heinrich Schlitt ist auch in seinem neuen Bilde ein phantasiereicher Schilderer des Lebens der Zwerge. — Fritz Kokos Mädchenbild gefällt durch die Lieblichkeit des Modells. — Max Hoenes weibliche Marmorbüste spricht weniger an." Herr von Ostini spricht mehr aus, als selbst die Lieblichkeit seines Modells zuläßt. Das ist alles so rührend harmlos: Man kann auch ihm und seine Künstler keine grandiose Satire schreiben, noch malen. Man muß das Alter der Jugend ehren, wenn auch die Jugend des Alters nie vorhanden war.

Die Münchner zeichnenden Künste

„Erfolgreich vermag mit den Leistungen der Oelmalerei die Aquarelltechnik zu konkurrieren, allerdings eben nur, was die malerische Leistung anbelangt; wie es um die Wertschätzung durch das Publikum bestellt ist, steht auf einem anderen Blatte." In den Münchner Neuesten Nachrichten nur, wie es um die Wertschätzung durch einen wertgeschätzten Kunstkritiker bestellt ist. „Aber an Kraft und Tiefe der Farbe ... nehmen die Aquarellisten es ruhig mit den in Oel arbeitenden Kollegen auf." Der Münchner Kunstkritiker Doktor W. B. konkurriert sogar mit der Feder. Da ist dieser Herr Rettich: „Im Atelier stellt er das neugierige junge Modell dem eifrig schaffenden Künstler mit koloristischer zeichnerischer Feinheit gegenüber." „Einen wirklichen Säugling, wie seine Mutter frisch, in Pastell hingesetzt, zeichnet Mirwald." Die Mutter hätte ihm auch einen besseren, weniger farbigen Platz aussuchen können. „Der Untersberg und hoher Göll sind, dem Charakter des Hochgebirges entsprechend, in einfachen, ruhigen Linien hingesetzt." Da schlag einer hin. „Eine Ungerechtigkeit wäre es, wolle man ... Radierungen, als Weihnachts- und Neujahrskarten gedacht, übersehen. Harry Schultz leistet im Linoleumschnitt Gutes, auch inhaltlich verdienen seine Arbeiten Beachtung." Hierauf beschließt Doktor W. B. seine „Wanderung durch den Glaspalast, auf der noch manche Ruh- und Aussichtspunkte zu längerem Verweilen eingeladen hätten, würden Zeit und Raum hier wenigstens einer Beschränkung unterliegen." Er ist der Beschränkung unterlegen, dieser Meister der Kunstkritik. Er wanderte zeitlos und raumlos im Nichts. Und er ist kein Künstler, trotzdem er Bilder zu sehen glaubte, wo keine vorhanden waren.

H. W.

Irischer Abend

Hinter ausgewehten, dunkelnden Wolken
verschwingen Sonnenwellen in das blaßgraue Nichts
Weite, schwarzgraue Wiesen
mit einsamen schwarzen Baumrändern,
erschauernd unter dünnen seidigen Nebeldecken.
Im schmutziggrauen Stadthimmel
Dächer, ein paar rote Lichter.
Kälte weht sonnab über die feuchten Wiesen.

Günther Mürr

Menschen von Gottes Gnaden

Aus den Bekenntnissen des Herrn Lieutenant Mévülle, nachmaligen Paters Bonaventura S. J.

Von Karl Borromäus Heinrich

Schluß

Baron Frangarts Ende

Baron Frangart, der weder seinem Vormund, noch den zwei auf Frangart lebenden Dienstboten irgendeine Nachricht von seiner Ankunft gegeben hatte, fuhr, gegen Abend in Bozen angekommen, in einem Wagen über Sigmundskron hinauf nach

Frangart. Und seine starre Miene erhellte sich nicht unter dem Anblick des hohen Himmels und der hellen Sterne.

Er kam im Schloß an, und zog herb und gebieterisch an der halbeingerosteten Glocke. Niemand schien zu hören, und er läutete nochmals. Endlich rief eine männliche Stimme unwirsch durch das Schlüsselloch: „Zum Teufel, wer ist da? Was wollen Sie?" „Ich bin es, öffnen Sie sofort!" Der Schlüssel drehte sich eilig, Baron Frangart trat ein und sah sich um; vor ihm stand Georg im Hemd und hielt das Nachtlich in der Hand; über das Stiegengeländer aber gaffte, vor Ueberraschung starr und ebenfalls im Hemd, Jeanette herunter; die Neugierde schien sie ihrem Mann — denn das war Georg mittlerweile doch geworden — nachgetrieben zu haben.

Das unordentliche Aussehen der beiden störte Baron Frangart. „Kleiden Sie sich an," rief er, „und machen Sie beide, daß Sie weiterkommen!" (Davon, daß die zwei Eheleute geworden waren, wußte er nichts, obzwar sie es ihm einmal geschrieben hatten.)

Baron Frangart ging hinauf in sein Schlafzimmer, ohne Rührung, ohne jedes besondere Gefühl der Erinnerung, wie als ob er dieses Schloß nie verlassen hätte.

Nach einer Weile klopfte es demütig an seiner Türe. Es war Georg. „Der Herr Baron weiß vielleicht noch nicht, daß wir verheiratet sind," sagte er leise. „Verheiratet oder nicht, mich ekelt es an . . ." — „Entschuldigen Sie, Herr Baron!"

Unten knurrte Georg seine Frau zornig an, als ob sie Schuld trüge: „Geh aus dem Haus! Aber sofort! Du wirst schon irgendwo ein Nachtquartier finden . . . Frag in Siegmundskron unten." Jeanette zog sich eilig an und verließ gehorsam das Haus.

Es klopfte das zweite Mal an die Tür des Schlafzimmers: „Herr Baron, sie ist fort!" — „Eintreten!" Und Georg trat ein und tat alles, was sein Herr, bevor er schlafen ging, wünschte. Er heizte das Bad und packte die Koffer aus. Und berief sich nicht mehr darauf, daß Jeanette seine ehelich angetraute Frau war.

Acht Tage lang — die der Baron verbrachte, wie er sie als Kind auch verbracht hatte, in der Sonne, an die Mauer des Schlosses gelehnt — schien einige Friedlichkeit in ihn eingekehrt zu sein. Aber dann beschritt er eines Tages den Friedhof und trat an das Grab derer von Frangart. Seine Miene verdüsterte sich: „Also," flüsterte er, „also sind Mutter und Vater tot! Deshalb bin ich so allein . . . Liebe Eltern, gebt mir doch ein fruchtbares Leben." Der Geist des Baron Frangart lag in dunkler Nacht. Und die triumphierende Sonne des Südens vermochte sie nicht zu erleuchten.

Der kaum erblühte jugendliche Körper hatte seinen Herrn verloren . . . Die Augen glühten, aber in wirrem Feuer. Es schien, als ob Baron Frangart dort in München, gegen das Ende seines Aufenthaltes, auf der Fahrt, beim Eintritt ins Schloß, noch mit letzter Willensanstrengung seinen Geist aufrecht erhalten hätte, um auf dem geheiligten Boden seiner Vorfahren zusammenbrechen zu können. Der a l l e i n gebliebene, r e i n gebliebene Mensch war an der Einsamkeit seines Daseins, an der Unfruchtbarkeit seines Lebens — mit wie unvergeßlichem Stolz er sie, im Bewußtsein seiner Wohlgeborenheit, auch ertragen hatte — gleichsam vertrocknet. Wie das schlanke, geschmeidige Reh sich beim Nahen des Todes in den tiefsten Winkel des Waldes flüchtet, um dort sein Ende zu erwarten, so hatte sich Baron Frangart auf sein Schloß heimgeflüchtet. Und mit großen, wirren Augen, die langen langen Wimpern selten senkend, starrte er ins Leere.

Kamen Menschen in seine Nähe, so hob er die Hände vor das bronzefarbene Gesicht, vor die schmäler gewordenen, aber anmutig gebliebenen Wangen, und wehrte sie wie etwas Unreinliches ab. Halbgeöffnet stand der edel geschwungene Mund, und manchmal klapperten die Zähne leise aufeinander.

Die Landbewohnerinnen aber ringsum weinten beieinander, daß so viel Schönheit dem Verderben geweiht war . . .

Pater Bonaventura erfuhr die Kunde durch die Vormundschaft in Bozen. Er eilte nach dem Süden. In der Furcht, daß seine Ankunft den jungen Baron erschrecken, oder seine Leiden vergrößern möge, begab er sich in die Pfarrkirrche und wanderte, in weißer Soutane, mit dem Heiligsten Leib des Herrn nach Frangart. Und seine bitteren Tränen netzten die silberne Kapsel, in welcher die verwandelte Hostie eingeschlossen war. Ach, er vertraute darauf, daß der Unglückliche wenigstens das Allerheiligste Geheimnis noch ein Mal fühlend erfassen und erleben werde können. Und in der Tat, obwohl Baron Frangart Bonaventura nicht wieder zu erkennen schien, wurde sein Auge vor dem Anblick der erhobenen Hostie noch einige Sekunden milder und klarer; er schien zu wissen, was ihm geboten wurde, denn ergeben kniete er sich nieder. Bonaventura sprach die Generalabsolution über ihn aus und betete dann für ihn dreimal die rituellen Worte: „Oh Herr, ich bin nicht würdig, daß Du eingehest unter mein Dach, aber sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund." Nach dem Empfange des Sakraments blieb Frangart knieen. Man konnte sehen, wie die kurze Klarheit seiner Augen allmählich erlosch und ins Wirre überging. Er blieb lange knieen, bis ihn das Zureden des Pater Bonaventura zusammenschrecken ließ, dann lief er weg, schlich um das Haus und hockte sich in die Sonne . . .

Ein paar Tage später kam Schlagintweit an, der von nichts wußte und überdies München schweren Herzens verlassen hatte: Der Sohn, Knabe „Nummer achtzehn", den er so plötzlich und anscheinend für lange Zeiten adpotiert hatte, war seiner nervösen Braut wenig willkommen. Und als in dieser Zeit ein königlich bayerischer Bahnadjunkt neu in ihr Leben trat, schien sie zu überlegen, ob nicht eine sichere Staatsstellung einem längeren Brautstand vorzuziehen sei. Und gerade während dieser Ueberlegungen trieb ihn, Schlagintweit, seine große Liebe nach Frangart. — Wer beschreibt seine Trauer! Der junge Baron erkannte ihn nicht mehr. Vierzehn Tage logierte Schlagintweit in Sigmundskron und stieg jeden Tag zum Schloß hinauf, um vielleicht doch noch einen Blick des Wiedererkennens zu finden. Umsonst. Und als er am vierzehnten Tage wieder hinaufstieg, liefen Pater Bonaventura und alle anderen verstört umher. Der junge Baron war verschwunden und alle Nachforschungen waren vergebens; nach einigen Tagen gab jedermann die Hoffnung auf, daß er noch lebe. Er hatte sich wohl irgendwo im Wald niedergesetzt, war vielleicht dann nochmals aufgestanden und im Irren herumgerannt, hatte sich wieder gesetzt und vielleicht um Hilfe gerufen . . . Er war tot.

Baron Frangart, der sein Leben vor den unreinlichen Menschen mit solcher Tapferkeit verschlossen hatte, — er hatte ihnen auch den Anblick seines Todes verborgen . . .

Pater Bonaventura klagte nicht, daß Gott sein und aller andern, namentlich des alten Choiseul Gebet, das Leben dieses Menschen fruchtbar zu machen, nicht erhört hatte; er weinte nur und betete weiter.

Schlaginweit seinerseits fuhr in tiefer Trauer nach München zurück. Dort aber, wie denn überhaupt im Verlaufe seines ganzen Lebens, schenkte er aufs neue sein Herz den Menschen — obwohl ihn seine Braut alsbald schnöde verließ und den Bahnadjunkten heiratete; obwohl sein Sohn, der Knabe „Nummer achtzehn", ihn vielfach hinterging um endlich als Komödiant irgendwo zu landen.

Sie alle drei handelten, wie es eben, dem göttlichen Ratschlusse gemäß, solchermaßen in ihrer Bestimmung lag . . .

Die Choiseul, Riom, Frangart und Bourbonen aber waren, soweit sich das hier auf Erden und unter Menschen mit Wahrscheinlichkeit sagen, bestimmt aber nur hoffen läßt, bei ihrem Gott versammelt, von dessen Gnaden sie gelebt hatten. Romanen und Germanen mischten sich hier jedenfalls friedlich untereinander; kein Schrei der Sehnsucht rang sich mehr aus ihrem Munde. Das ewige Licht leuchte ihnen. Amen!

Der Rüssel des fetten Herrn Mühlmann

Von Mynona

Im Zimmer war es schön kühl, die Verwandten hockten zusammen und sprachen über Mühlmann. Er blüht, er gedeiht, sagte Tante Moni, er läßt sich nichts abgehen — was soll daraus werden? Mühlmann kam eben rein, er sagte: ich gebe euch nicht die Hand, ihr gönnt mir mein Leben nicht, und gönnen wäre auch noch zu wenig. Der Tante Moni ihre Worte habe ich gehört, mir ist ganz übel davon. Die Moni setzte sich stumm hinter seinen Rücken. Wenn man einen fetten Menschen gekränkt hat, ist es gar nicht unpraktisch, hinter ihn zu gehen, denn er hat kolossal langsame unbequeme Umdrehungsmöglichkeiten.

Wo ist die Tante Moni? fragte Mühlmann. Die Verwandten schwiegen, die Tante Moni atmete kaum. Hunold Mühlmann kramte auf seinem Schreibtisch. Ich enterbe euch, grollte er grämlich. Da kam die Tante Moni langsam um ihn rum: Hunold, laß mit dir reden. Ich meine überhaupt nur, du wirst zu dick, es muß etwas geschehen. Geh nach Karlsbad, sei gescheit! Andre zu enterben, weil sie uns dick finden, hat noch nie Segen gebracht. Sage selbst, Hunold, ich habe eben hinter dir gesessen, und du spürtest das nicht einmal. Der dicke Mensch hat ein zu großes H i n t e n, hinter seinem Rücken muß man beim besten Willen mehr reden als sonst. Sei nicht so übelnehmerisch! Du lebst nur vorn. Tu nicht so dicke wie du bist! — Weine nicht gleich, antwortete Hunold. Er war halt zu dick, um sich rasch ändern zu können, er mußte gut bleiben — oder dünn werden. Er küßte der Moni die Hand, umarmte alle und verschwand. — Als er wieder aus Karlsbad kam, was sein Fett abgeschmolzen, aber auch seine Güte, die sich niemals hatte krankärgern lassen. Er sagte der ollen Moni gehörig die Wahrheit, und die andern kriegten auch Dinge zu hören, die sie sehr peinlich berührten. Was blieb übrig? Die Moni berief wieder einen Familientag, aber ohne Hunold. Nun hielt sie da einen solennen speech, der wieder auf ne Mastkur bei Hunolden hinauslief: je dicker, je besser, war die Parole. Direktor Pohle (von den Wasserwerken) meckerte verächtlich: Primitiv! Assoziation von Dicke mit Gutmütigkeit. Quatsch! Aber der Mann wurde überschrien. Man setzte dem Onkel zu, man bestach seine

Wirtschafterin, man päppelte Mühlmann bald wieder fett. Und was war das Ende?

Mühlmann wog drei Zentner und wollte sich für sein Leben gern ärgern, konnte aber nicht, es gehört eben dazu ne gewisse Beweglichkeit. Aber freuen konnte er sich deswegen auch nicht gleich, er setzte allem, was ihn betraf, nichts entgegen als sein gleichmütiges Gewicht. Und das war das durchschlagendste Argument. Ein schwerer dicker Elefant hat wenigstens seinen zierlich schlängelbaren Rüssel, Mühlmann hatte nichts dergleichen. Er wirkte auf alle Erlebnisse wie ein Briefbeschwerer. Oh nein! Die Dicken sind nicht gutmütig, sie sind nur schwer, und das genügt. Es mußte auch der Tante Moni genügen. Onkel, sagte sie, was wird denn nun? Hast du testiert? Fühlst du dich wohl? Willst du Liebig's Fleischextrakt? — — Ja, Kuchen! Der Onkel wog drei Zentner statt aller Antwort. Sie wollten ihn entmündigen lassen.

Ha, der Herr sieht doch ganz famos aus, urteilte der Sachverstand. Man kann Gott weiß wieviel wiegen und doch recht zurechnungsfähig sein. — Schließlich testierte der altgewordene Herr, seine feiste Patschhand ruhte schwer auf dem Papier. Es war so schönes Wetter, die Verwandten hatten sich alle eingefunden, Tante Moni übernahm die Regie: Dalli, Hunold, drängte sie, sie wollte ihm schon die Hand führen. Da stand Hunold auf, daß die Dielen zitterten, und die Wanduhr stockte. Ein heiliges Licht ging über seine schwermassigen edlen Züge, und er sprach folgendes Gedicht:

Testieren soll der dickste Mann
Von Rechtes wegen können.
Wenn er sich nicht mehr rühren kann,
Muß er es andern gönnen.
Die Zähre, die er flennt, tropft schwer
Wie'n Kilogramm zu Boden;
Der dicke Mann fühlt sich so leer
Als wie nach tausend Toden.
Er leiert trotz Gewichte
Zuletzt noch dies Gedichte
Und aus ist die Geschichte.

Sein Schlagfluß rührte ihn und rührte alle Versammelten zu Tränen. Testieren hatte er gar nicht mehr können. Pohle (von den Wasserwerken) schwenkte seinen Zylinder mißmutig und knurrte mit dem Zahnstocher im Gebiß: ne apoplektische Konstitution soll eben nicht dichten. Da klagte die Tante Moni: Hätte ich ahnen können, daß ich, durch meine mir jetzt selbst so widerwärtige Dringlichkeit, in Hunold den Keim zur Dichtkunst legte!

Ja, sagte Dr. Robert Scheußlich, der Philolog: Die Folgen der Mastkuren sind immer Gedichte. Wo man was so Massives sieht, da ist immer 'n bissel Aether anbei. Und wer, meine liebe Moni, erbschleichen will, muß den Dreizentnerlegator in Ruhe lassen. Wo immer im Leben die Kunscht erblüht, ist sie die Wirkung aufgeregter träger Massen. Der Hunold — ich schreie — mußte Dichter oder dünner werden. — Die Tante Moni schrieb sich das Gedicht auf und seufzte, und seufzte. Hunolds Leiche saß vor dem Schreibtisch, sargsehnend, schwabbrig.

Ha! sagte plötzlich Pohle: Der schlängelbare Rüssel — das Gedicht!

Scheußlich nickte.

Realité, peinture pure

Auf der Höhe des Kampfes, der in Frankreich gegen die jungen französischen Künstler geführt wird, die als Beweis für die Tiefe ihrer Kunst stolz den Namen Kubisten tragen, mit dem man sie hat lächerlich machen wollen, fühlte ich mich veranlaßt, die Verteidigung von Künstlern zu übernehmen, für die ich als Erster in den großen französischen Journalen „le Temps" und „l'Intransigeant" und in meinem Buche „Médiation esthétique (Figuière 1912) eingetreten bin — Definitionen des Kubismus, klare Deutungen über die festzustellende Verschiedenheit zwischen der alten, imitierenden Malerei und jener, in der sich ein bekannter Maler wie Picasso ausgezeichnet hat.

Die Meinungsverschiedenheit dieser Künstler beruhigte mich über die Zukunft einer Kunst, die keine Technik ist, sondern der Aufschwung einer ganzen Generation zu einer erhabenen, die perspektivischen und andere Konventionen ausschließenden Aesthetik.

In eben derselben Zeit, sah ich oft einen jungen Maler, von dem in den letzten Jahren ebenso viel in Frankreich, wie im Auslande gesprochen worden ist, Robert Delaunay, der zu den begabtesten und kühnsten Künstlern seiner Generation gehört.

Seine Gestaltung von farbigen Volumen, sein schroffer Bruch mit der Perspektive, seine Betrachtung von Flächen, hat eine große Anzahl seiner Freunde beeinflußt. Ich lernte auch seine Versuche um reine Malerei kennen, die ich im „le Temps" angezeigt habe.

Indessen: er hatte sich noch nicht völlig vor mir ausgesprochen, und ich war glücklich, als er mir kürzlich seine letzten Werke zeigte, in denen die Wirklichkeit ebenso bewegt ist, wie das lebendige Licht, und es ihm zu meiner persönlichen Erbauung gut dünkte, die Grundsätze seiner Entdeckung zu entwickeln, die einen größeren Einfluß auf die Künste ausüben wird, als die plötzlichen Veränderungen, die sein berühmtestes Bild „Ville de Paris" hervorrief. — Ich glaube, es ist für die Allgemeinheit nützlich, seine ästhetische Erklärung „über die Konstruktion der Realität in der reinen Malerei" niederzuschreiben:

*

„Der Realismus ist in der Kunst das Unvergängliche, ohne ihn gibt es keine dauernde Schönheit, denn er ist der Schönheit wesensgleich.

„Suchen wir in der Malerei die Reinheit der Mittel, den reinsten Schönheitsausdruck.

„Im Impressionismus — ich rechne hierzu alle reaktionären Manifestationen: Neo-Impressionismus, Praekubismus, Kubismus, Neo-Kubismus, alles was Technik und wissenschaftliches Verfahren ist — befinden wir uns vor der unmittelbaren Natur, fern von allem Reinen der „Stile": italienisch, gothisch, Negerstil und ähnlichem.

„Von dieser Ansicht aus ist der Impressionismus immerhin ein schöner Sieg, aber ein unvollkommener. Das erste Gestammel überfließender Seelen vor der Natur, von Seelen, die diese große Realität noch etwas verschüchtert. Ihr Ueberfluß hat mit allen falschen Ideen aufgeräumt, mit den archaistischen Mitteln der alten Malerei (Zeichenkunst, Geometrie, Perspektive), der ganzen intellektualistischen, absterbenden neuklassischen Akademie.

„Die befreiende Bewegung hat mit dem Impressionismus eingesetzt. Sie hatte Vorläufer: Greco, einige Engländer und unseren revolutionären Delacroix. — Es war eine große Epoche der Vorbereitung auf das Suchen nach der einzigen Realität „dem Lichte", der alle obengenannten Forschungen, Reaktionen im Impressionismus umfaßte.

„Die Lichtwirkung, unbedingt notwendig für jeden lebensfähigen Schönheitsausdruck ist noch heute das Problem der modernen Malerei geblieben. Vom Lichte hat Seurat „die Kontraste der Komplementäre" befreit.

„Seurat ist der erste Theoretiker des Lichtes. Der Kontrast wird Ausdrucksmittel. Der frühzeitige Tod Seurats hat die Folge seiner Entdeckungen unterbrochen. Man kann ihn innerhalb des Impressionismus als den ansehen, der in den Ausdrucksmitteln das Höchste erreicht hat.

„Seine Schöpfung bleibt der Kontrast der Komplementärfarben. (Die optische Mischung durch Punkte, von ihm und seinen Genossen angewandt, war nur technisch und besaß noch nicht die Bedeutung der Kontraste als Ausdrucksmittel für die reine Expression (l'Expression Pure).

„Dieses erste Mittel diente ihm zur spezifischen Darstellung der Natur. Seine Gemälde sind eine Art flüchtiger Vorstellungen.

„Der gleichzeitige Kontrast (le contrast simultané) war von den kühnsten Impressionisten noch nicht entdeckt, realisiert worden und dennoch ist er die einzige Grundlage jedes reinen Ausdruckes der gegenwärtigen Malerei.

„Der gleichzeitige Kontrast" sichert die Dynamik der Farben und ihre Konstruktion im Bilde; er ist das stärkste Ausdrucksmittel für die Wirklichkeit.

„Die Ausdrucksmittel sollen nicht persönlich sein, im Gegenteil, sie sollen jeder Eingebung für das Schöne zu Gebote stehen und das „Metier" soll der gestalteten Vorstellung wesensgleich sein.

„Die Gleichzeitigkeit der Farben" durch die „gleichzeitigen Kontraste" und allen aus der Farbe hervorgegangenen Maße (ungerade) dem Ausdruck ihrer repräsentativen Bewegung gemäß, dies ist die einzige durch Malerei konstruierbare Realität.

„Es handelt sich nicht mehr um

den Effekt (Neo-Impressionismus im Impressionismus), noch um das Objekt (Kubismus im Impressionismus), noch um das Abbild (l'image) (Kubismusphysik im Impressionismus).

„Wir kommen zu einer rein ausdrucksvollen Malkunst mit Ausschluß jeden vergangenen Stiles (archaisch, geometrisch) einer plastisch werdenden Kunst, die nur dem Einen dienen will, die menschliche Natur gegen die Schönheit zu inspirieren. Das Licht ist kein Verfahren, es flutet uns zu, wird uns vermittelt durch unser Empfindungsvermögen. — Ohne Lichtempfindung — Auge — keine Bewegung. Denn unsere Augen sind es, die das Empfinden zwischen der Natur und unserer Seele vermitteln. — In unseren Augen spielt sich die Gegenwart, folglich unser Empfinden ab. Ohne dieses Empfinden, das Licht also, können wir nichts. Folglich: unsere Seele hat ihr vollstes Lebensgefühl in der Harmonie und die Harmonie wiederum entsteht nur aus der Gleichzeitigkeit, mit der die Maße und Lichtverhältnisse durch die Augen zur Seele (oberster Sinn) gelangen.

„Und die Seele beurteilt die Formen des Naturbildes im Vergleiche mit der Natur selbst — reine Kritik — und befiehlt dem Schöpfenden. Der Schaffende trägt allem Rechnung, was durch Wesenheit, Aufeinanderfolge, Einbildung und Gleichzeitigkeit im Weltall vorhanden ist.

„Die Natur bringt also die Wissenschaft der Malerei hervor.

„Die erste Malerei war nur eine Linie, die den von der Sonne auf den Boden geworfenen Schatten eines Menschen umschrieb.

Aber wie weit sind wir mit unseren heutigen Mitteln von diesem Scheinbilde entfernt. Wir, die wir das Licht (helle, dunkle Farben, ihre Komplementäre, ihr Tonverhältnis (Intervalle) und ihre Gleichzeitigkeit (simultanéité) und alle aus den Intel-

ligenz Harmonie zu schaffen, hervorgegangen Farbenmaße, besitzen.

„Die Harmonie ist Empfindungsvermögen, durch den Bildner geordnet, der sich bemühen muß, das Höchste an realistischem Ausdruck zu geben, das, was man den Vorwurf (le suet) nennen kann: Das „Suget" ist das harmonische Verhältnis und dieses Verhältnis ist zusammengesetzt aus verschiedenen simultanen Gliedern in einer Aktion. Das „Suget" ist ewig im Kunstwerk und muß dem Eingeweihten in seiner ganzen Ordnung, in seiner ganzen Wissenschaft erscheinen.

„Ohne das „Suget" keine Möglichkeit: Das bedeutet deshalb noch kein literarisches, folglich anekdotisches Suget: das malerische Sujet ist durchaus plastisch und entspringt der Vision, es muß der reine Ausdruck der menschlichen Natur sein.

„Der ewige Vorwurf ist in der Natur selbst gefunden; die Inspiration und klare Vision, welche dem Weisen eigen ist, der die schönsten und kräftigsten Grenzen entdeckt.

*

Solche Worte bedürfen keiner Kommentare. Sie wollen unmittelbar begriffen werden und erregen die „Simultanéité", die allein die Schöpfung ist. Der Rest bleibt Aufzeichnung, Betrachtung, Studium. Die Simultanéité ist das Leben selbst und wie die Aufeinanderfolge von Elementen in einem Werke auch immer ist, sie führt zu verhängnisvollem Ende, zum Tode, während der Schöpfer nur die Ewigkeit kennt. Der Künstler hat sich zu lange im Vereinigen unfruchtbarer Elemente der Kunst, also um den Tod abgemüht, und es ist Zeit, daß er zur Fruchtbarkeit, zur Dreieinigkeit, zur Simultanéité gelangt.

Und Delaunay hat das nicht nur in Worten erreicht, sondern auch in seinen Werken — reine Malerei, Realität.

Guillaume Apollinaire

Die rote Flamme

Von Hermann Wagner

Fortsetzung

Aber die beiden, sie und ihr Mann, hatten die Jugend für sich, diesen Zauber, vor dem alles, was sonst noch Geltung im Leben hat, verblaßt.

Diese Jugend, gegen die er ohnmächtig war und die er, wenn er sie an der Seite des Geliebten gleichsam einherschweben sah, wie eine Verhöhnung seines brennenden Verlangens empfand!

Es war sein größter Schmerz, die Geliebte an der Seite ihres Mannes zu sehen.

Ja, noch mehr: er hatte bei diesem Anblick das Gefühl des zynisch Getretenen und Betrogenen, ihm war, als geschehe ihm ein Unrecht, als schleppe man etwas fort, das ihm gehöre, als entreiße man ihm etwas gewaltsam.

In ihm wühlten bohrend Haß und Eifersucht und stachelten sein siedendes Gehirn zu Plänen auf, denen glücklicherweise seine lahme Energie am Ende nicht mehr gewachsen war.

Dermaßen hatte sich in diesem sonst in allen Dingen so konventionell denkenden Menschen das Gefühl für das, was recht und unrecht war, verschoben, daß er das Verhältnis dieser beiden als etwas Schmutziges und Unnatürliches ansah, als einen Ehebruch, den man an ihm verübte, dazu als einen, zu dem man die Geliebte mit Gewalt trieb.

Denn das war sein heimlicher Trost, der ihn aufrecht erhielt: sie war nicht glücklich.

Aus ihren Zügen glaubte er es zu lesen, aus der verträumten Melancholie, mit der ihre klugen kleinen Augen in die Welt hineinsahen, aus der etwas müden Art ihres Ganges, überhaupt aus ihrem ganzen Wesen, das ihm gedrückt, resigniert, voller Enttäuschung schien.

Das Paar war kinderlos.

Einmal hatte er sie beobachtet, wie sie ein fremdes fünfjähriges Mädchen liebkoste, und da hatte er aus dem mächtigen Strom von Licht und Freude, der jäh aus ihren Augen hervorbrach, erkannt, daß etwas in ihr niedergehalten und erstickt ward.

Auch er liebte die Kinder, war gegen sie voll hingebungsvoller Zärtlichkeit und wußte, da er keine besaß, sein Leben leer und kalt.

Er sah so ihrer beider Sehnsucht vereint: nach dem Leben, das aus ihnen hervorquellen müßte, das ihrem Dasein erst den Zweck und das Ziel gab.

Herr Theobald faßte seit jenem Tage zu dem fünfjährigen Kinde, das er von ihr geliebt wußte, eine tiefe Zuneigung.

Er wußte es einzurichten, daß die dürftigen Eltern es des öfteren seiner Obhut anvertrauten, und seinem naiven Gemüte war es ein leichtes, sich seinen Liebling geneigt zu machen.

Die Kleine hieß Lina.

Er nahm sie mit auf seinen Spaziergängen nach dem Walde, brachte sie mit in seine Wohnung, gab ihr die Katze zum Spielen oder er erzählte ihr die seltsamsten Märchen, ja er konnte in ihrer Gegenwart seinen Freund Joachim völlig vergessen, der ihm kopfschüttelnd zusah und außerstande war, sich den Freund zu enträtseln.

Einmal, als er mit Lina gespielt hatte, und die Kleine müde geworden, plötzlich ihren Kopf auf seinen Schoß fallen ließ und einschlief, glaubte er mit Bestimmtheit auf dem ruhenden Gesicht des Kindes die Züge der Geliebten zu erkennen.

Da kam es mit aller Macht über ihn.

Er küßte innig die widerspenstigen Locken, die wirr und goldig über die weiße Stirn herabhingen, legte den kleinen, federleichten Körper behutsam auf sein Lager und kniete vor ihm nieder.

Die Tränen liefen ihm unaufhaltsam und er fühlte sich so leicht und frei wie noch nie in seinem Leben . . .

Auf diese Weise verrannen fast zwei Jahre, in deren Verlaufe Herrn Theobalds Leidenschaft allmählich stiller und kühler wurde, seine Liebe aber wuchs und sich vertiefte.

Er konnte jetzt die Geliebte sehen, ohne von dem Verlangen ergriffen zu werden, sie zu besitzen, selbst der Anblick ihres Mannes verursachte ihm nicht mehr die früheren Qualen.

Es gelang ihm zuweilen sogar, auf ihn mit einer Art von Ueberlegenheit herabzusehen, der sich, in seiner gütigen Seele nach und nach ein sonderbares Mitleid verband.

Wußte denn dieser armselige Mensch, was er besaß? Was konnte ihm sein Weib sein?

Ein Körper, wie es deren nach Millionen gab.

Ja, das war es: dieser hatte nur den Körper besessen. Das, was er — Theobald — an ihr liebte, hatte noch niemand erbrochen: die Seele.

In diese Vorstellung spann Herr Theobald sich ein und wurde immer ruhiger und heiterer.

Und als er eines Tages erfuhr, daß sein Nebenbuhler versetzt worden war, daß das Paar für immer die Stadt verlassen würde, da durchbebte es ihn nur mit einer stillen und zitternden Wehmut: als stände er am Grabe eines längst verstorbenen teueren Freundes und es beschlichen ihn die Erinnerungen an die Zeiten, da dieser lebend an seiner Seite gewandelt hatte.

Eines aber konnte Herr Theobald sich nicht versagen. Am Tage der Abreise ging er zum Bahnhofe.

Er fand die beiden sehr echauffiert damit beschäftigt, in wilder Hast ihr Gepäck aufzugeben. Sie sahen nichts und hörten nichts.

Kaum waren sie in den Wagen gestiegen, pfiff schon der Zug.

Im letzten Augenblicke aber sah Herr Theobald, wie die Frau an das Fenster trat.

Sein Herz flammte lichterloh.

Einmal! schrie es in ihm auf, einmal im Leben!

Hastig trat er näher, zog sein Taschentuch und winkte erregt, während der Zug sich langsam in Bewegung setzte.

Er winkte ihr Abschied und lächelte ihr zärtlich zu — das erste Zeichen, das er ihr gab, seit er sie liebte. Und er glaubte, zu träumen, als er in ihr Gesicht sah: er fand es gerötet, aber gar nicht verwundert. Und als der Zug schon in eine Kurve einbog, sah er gerade noch, wie sie ihm zweimal zunickte, sah er gerade noch ihr Lächeln.

Ihr Lächeln . . .

Die Jahre waren seitdem vergangen und Herr Theobald hatte nie mehr daran gedacht, nach einem neuen Weibe auszuschauen.

Ihm war jetzt nicht mehr, als sei seine Liebe ein bloßer Traum gewesen.

In ihm setzte sich vielmehr die Vorstellung fest und ging ihm in Fleisch und Blut über, daß er sie, seine Königin, wirklich besessen hatte, daß sie ihm gestorben war und er ihr nun nachtrauere.

Und das Merkwürdige geschah, daß ihr Bild in ihm von Tag zu Tag lebendiger wurde.

Seine Leidenschaft war seit der Stunde, da ihm ihr Lächeln wie eine Verheißung zugeflogen war, wieder heftiger und brennender geworden und verlor sich mit der Zeit in einem tiefen und beißenden Schmerze, der sich namentlich des Nachts zu unnennbaren Qualen auswuchs.

Gepeinigt von der Oede und der Verlassenheit, die um ihn und in ihm waren, entriß er sich oft den zerwühlten Kissen und verließ bloß die Schlafkammer, um sich in der Stube verzweifelt in eine Ecke zu drücken.

Er ertrug nicht den Anblick seines Freundes Joachim, der ruhig und gleichmäßig Atem holte und fest schlief, in ihm war überhaupt ein sonderbarer und greller Haß gegen sich, gegen die ganze Welt.

Weinen hätte er mögen, aufschreien, sich zerfleischen, aber er konnte es nicht, brachte nur würgende Laute hervor, und seine Augen blieben gläsern und trocken. Es blieb ihm zuletzt immer nur der eine Gedanke, der eine Trost: der Tod —

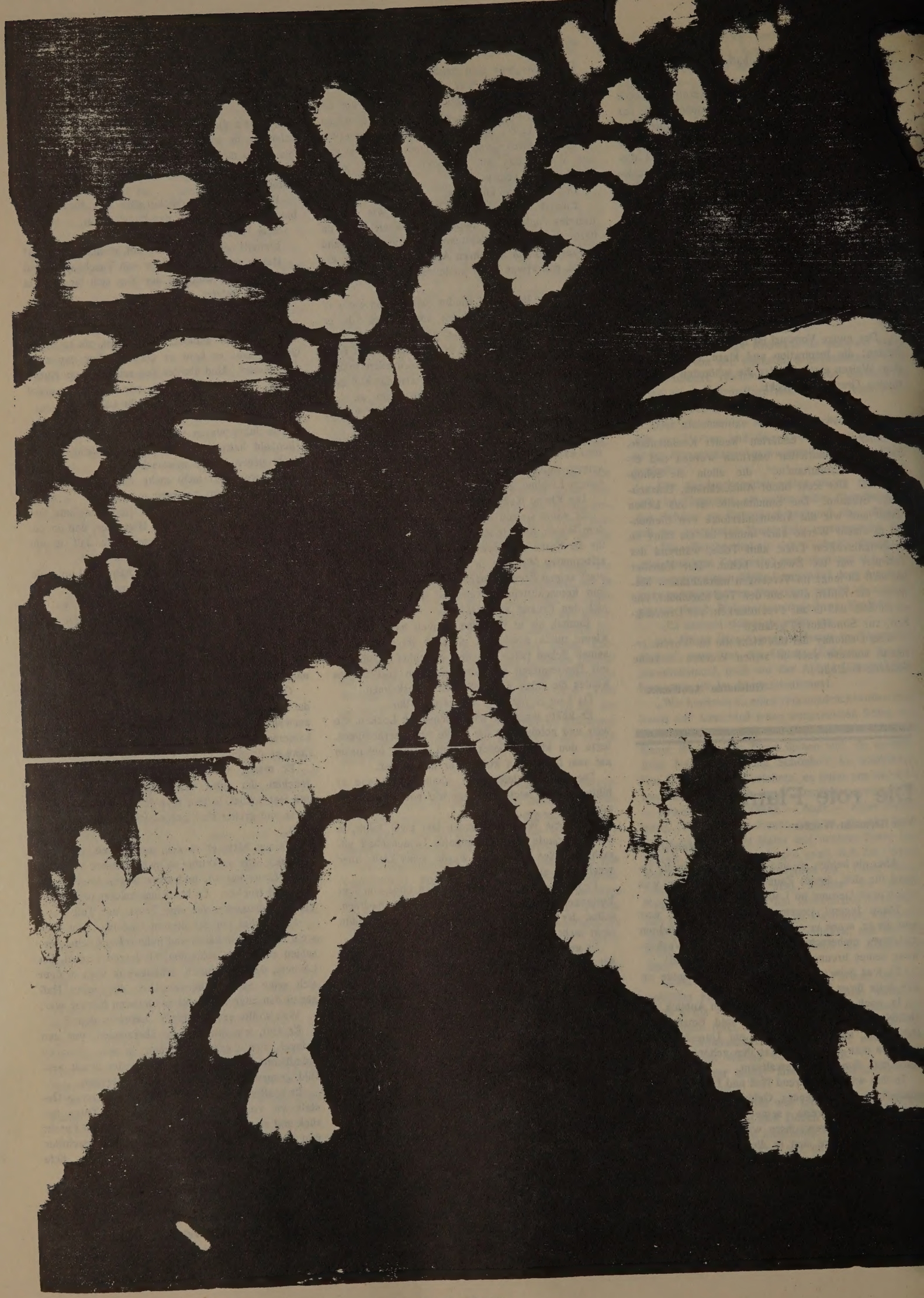
Es überlief ihn bei diesem Gedanken ein Frösteln und ein trockenes und höhnisches Lächeln erschien auf seinen schmalen, blutleeren Lippen, ein Lächeln, das verächtlich, schadenfroh war, in dem sich seine Seele widerspiegelte, die voller Haß gegen den zögernden und zaudernden Körper war.

Was wollte er noch hier? Lebte er denn?

Er trat, wie um sich zu überzeugen, vor den Spiegel, und dieser warf ihm, in dem bleichen Mondlichte, das sich durch die Fenster brach, sein Bild gespenstisch und unheimlich entgegen.

Er prallte dann entsetzt vor seiner eigenen Gestalt wie vor der eines Fremden und Toten zurück und zu seinem Schmerze gesellten sich Furcht und Grauen. Er magerte in jener Zeit furchtbar ab, und das Alter grub seinem Gesichte tiefe Falten.

Sein Leiden aber härtete ihn auch, stählte seine Seele, und es entstand in jenen Tagen um seinen Mund der bittere Zug, der seinem Antlize bei aller Güte und Weichheit, etwas Asketisch-Starres, etwas Hartes gab.



Wilhelm Morgner: Tierdressur / Originalholzschnitt

Aber Herr Theobald überstand es, und an dem Tage, da er sich wieder gesund fühlte, fand er zugleich, daß er ein alter Mann geworden war.

Er empfand das weniger körperlich, als in dem Bewußtsein, daß ein langes, langes Stück Leben an ihm vorübergezogen sei, dessen Geschehnisse ihm gar nicht mehr wirklich schienen, so entfernt, so weit abseits von ihm lagen sie.

Erst jetzt sah er sich seinem Freunde Joachim wirklich näher gebracht.

Dessen selbstzufriedenes Philistertum, das sich nie aus dem Gleichgewichte bringen ließ, war ihm bisher, wenn er es auch nicht ganz als solches empfand, im Grunde immer gegen den Strich gegangen.

Namentlich während er mit seiner Leidenschaft kämpfte, hatte das Phlegma des Freundes aufreizend auf ihn gewirkt.

Wenn er auch von Natur aus verschlossen war und seine Freuden und Leiden scheu vor aller Welt in sich selbst begrub, gab es doch Augenblicke, in denen ihm Trost und Zuspruch, oder Widerspruch und Angriff wohlgetan hätten.

In diesem Punkte aber versagte Herr Joachim völlig. Es wäre absurd gewesen, von ihm in subtilen Kämpfen und Nöten Teilnahme oder auch nur Interesse zu erwarten, und zwecklos, sich ihm anzuvertrauen.

Aber daß er doch der rechte Freund war, den Herr Theobald brauchte, ein Mensch, auf den zu rechnen war, sah Herr Theobald erst wieder ein, als Ruhe bei ihm eingekehrt war.

So wenig Sinn Herr Joachim dem Phantastischen und Weltfremden beimaß, dem sein kranker und aufgeregter Freund nachhing, so kalt und trocken ihn alles Grübeln alles Spintisieren und Fabulieren ließ, so besorgt und hilfsbereit zeigte er sich, als Krankheit und körperlicher Schmerz den Freund bedrohten. Es war zuletzt über Herrn Theobald eine Krisis hereingebrochen, die seinen Leib in zehrenden und wilden Fiebern hin und her warf, und der Tod, den er unzählige Male herbeigewünscht hatte, streckte seine knöchernen Arme weit nach ihm aus.

Daß Herr Theobald trotzdem wieder genas, an Leib und Seele frei wurde, verdankte er nicht zum geringsten Teile der liebevollen Pflege seines Freundes Joachim. Nächtelang hatte dieser an seinem Lager ausgehalten und ihm in seiner behäbigen und trockenen Art, die allein schon beruhigte, zugesprochen.

Es war nichts Pathetisches oder Heroisches an diesem Braven, aber viel natürliche und starke Liebe, die sich selbstlos, einfach und humorvoll gab.

Herr Theobald wurde gesund. Und es war ihm, als habe er ein neues Leben begonnen, oder richtiger, seines Lebens zweiten Abschnitt.

Er hatte, wie er annahm, sein Alter angetreten und mit dem, was hinter ihm lag, abgeschlossen.

Freilich führten noch Wege der Wehmut zu dem Verflossenen zurück, und in einsamen Stunden blühten in ihm wieder Bilder und Träume.

Aber das Grelle, Gewaltsame und Beißende des Schmerzes war doch von ihm genommen.

Der Weg in die Zukunft schien Herrn Theobald ruhig, reizlos und ohne Beschwerden, ein sanfter allmählicher Aufstieg . . .

*

Eine wundervolle Dezembernacht.

Der Vollmond schien so hell, daß die Straßen wie mit mattem Tageslicht überflutet schienen.

Die dünnen Gasflammen wirkten in diesem Lichtmeer fast dürftig. Als kämen sie sich selbst überflüssig vor, so zaghaft flackerten sie hin und her: wie arme verschämte Seelen, die nicht wußten, wo aus und wo ein . . .

Den ganzen Winter war noch kein Schnee gefallen. Heute wallten langsam und verträumt die ersten Flocken zur Erde nieder.

Seit einer Stunde schwebten sie herab: erst spärlich, aber groß und dick, dann immer dichter, bis es schien, als schüttelte man sie aus zahllosen riesigen Säcken über die Erde.

Der Boden war hart gefroren und gab, wenn schwere und kräftige Schritte über ihn hinschritten, klingende Töne von sich.

Die Luft war kalt, ruhig.

Der Schnee lag dünn und zart auf allem wie ein Schleier.

Von einer satten und schweigsamen Schönheit aber war der Himmel.

Kein Stern flimmerte an ihm, nur die große Scheibe des Mondes hing oben.

Eine immense finstere Wölbung, aber nicht schwarz, sondern von einem eigentümlichen Blau, von einem dunklen Blau, das von kräftigem Violett durchsetzt war.

Herr Theobald stand am Fenster und sah in die Nacht.

Mit freudig erregtem Herzen blickte er den schwebenden Flocken nach, folgte den einzelnen großen in ihrem Falle, bis er sie in dem Gewimmel verlor, und suchte unermüdlich von neuem.

Das Wohlbehagen, das die warme Stube ihm bereitete, brachte ihm zugleich die Kälte zum Bewußtsein, die draußen herrschte, und war wohl auch der Grund, daß er sich so geborgen und so ungewöhnlich heiter fühlte.

Sieben Uhr.

Herr Theobald hatte kurz vorher mit Herrn Joachim das Abendbrot verzehrt, und der hatte sodann einen Gang in die Stadt gemacht, um einige Einkäufe zu besorgen.

Es war die Zeit vor Weihnachten, und da gab es mancherlei, das in aller Heimlichkeit erledigt werden mußte. Keiner ging da dem anderen nach. Man täuschte sich gerne das Gefühl vor, als wittere man an allen Ecken und Enden Rätsel und Ueberraschungen. Das kleine Haus, in dem die Freunde wohnten, lag schon etwas außerhalb der Peripherie der Stadt, und von den zwei Fenstern der Front konnte man bequem den schmalen Weg übersehen, der zu den ersten Häusern hinabführte, während sich von den Seitenfenstern aus ein völlig freier Ausblick nach dem Walde hinaus bot.

Der schmale Weg, der am Hause eine scharfe Biegung nach rechts machte und zum Friedhof hinausführte und an dessen Seite ein tiefer schmutziger Graben träge hinfloß, hatte einen sonderbaren Namen.

Er hieß die „Sorge".

An seinem äußersten Ende, knapp bevor er sich in dem wirren Durcheinander der ersten Häuser verlor, stand, ganz allein für sich und wie gemieden, ein trostloses graues Haus, niedrig, mit altmodischem Erker und einer großen finsteren Türe, die immer geschlossen schien.

Ueber dieser Türe hing ein altes, vom Roste zerfressenes Schild, auf dem zu lesen stand: „Zur Totenschänke".

Ueber die Tafel hinaus aber ragte ein gewaltiger gußeiserner Bogen, an dem eine verstaubte rote Laterne hing.

Ihr trübseliges blutiges Licht äugte nun schon alle die Jahre hindurch wie voller Wehmut zu den beiden nahen Fenstern hinauf, aus denen bald Herr Theobald, bald Herr Joachim einen Blick gegen die Stadt hinabtaten.

Wie ein Symbol schimmerte das kalte Rubinrot: wie ein Symbol dessen, das aus der Tiefe stöhnte, wie ein Sinnbild der Verlorenen, Absterbenden, Hoffnungslosen . . .

Auch heute empfand Herr Theobald wieder das Beklemmende dieser trostlosen Flamme, aber nicht in dem Maße wie sonst.

Während er an frostigen, regnerischen und stürmischen Nächten den düsteren Schein nicht auf sich einwirken lassen konnte, ohne daß eine tiefe Bangigkeit von ihm Besitz nahm, die sich oft zu einem heftigen Grauen vor allem, was Leben hieß, steigerte, sah er heute das Trübselige des Anblickes gemildert durch den strahlenden Zauber der Mondnacht.

Die flackernde Flamme hatte in der bleichen Flut des Mondlichtes fast etwas rührend Heiteres.

Das einsame Haus stimmte ihn heute nicht traurig — es war ein Gefühl der Rührung, das ihn übermannte.

Schließlich, auch sie lebten in einer Art Licht, das ihre Herzen hell machte und wärmte:

Diese Aermsten, die ihren Körper gleichsam von sich warfen, ihn jedem überließen, der ihn mochte, deren Seele aber dabei abseits wandelte und unberührt und rein blieb . . .

Denn so sah er sie jetzt:

Als Betrogene und Gehöhnte, über die das Schicksal grinsend hinwegschritt —

Und aller Schmutz und alle Gemeinheit, die um sie her waren, durch die sie blindlings wie durch endlose Flächen von Schlamm und Moor wateten, hafteten im Grunde nicht an ihnen, sondern an jenen, die sie mißbrauchten.

Er wunderte sich jetzt nicht mehr darüber, daß er sie früher hatte hassen können, wirklich stark und heiß hassen.

Was war sein Haß anderes, als eine verkappte Liebe: jene Liebe, die er seit jeher allem geschenkt hatte, was jenseits aller Norm stand, gleichviel ob hoch darüber oder tief darunter . . .

Es war ja dasselbe, ob er haßte oder liebte, wenn er nur nicht kalt blieb!

Denn kalt bleiben, war für ihn gleichbedeutend mit Verachten —

Verachtet aber hatte er diese Gesunkenen noch nie. Es war früher sein Traum gewesen, sie zu heben. Er, der die Moral als etwas dem Menschen Mitgegebenes, Eingepflanztes ansah, der sich an sie hielt, da er an sie glaubte, war zu diesen Entgleisten gegangen, um sie auf den Weg zurückzubringen: nicht auf Pfaffenart, mit salbungsvollen Reden, sondern indem er ihren Stolz zu wecken hoffte, dadurch, daß er sie trat, leidenschaftlich ihnen die körperliche Schmach ihres Wandels ins Gesicht spie . . . Damals hatte er sie hassen gelernt.

Ihr Hohn, ihr kalter, rücksichtsloser, überlegener Hohn hatte ihn jedoch zermalmt, war wie das starke Leben über Hirngespinste brutal hinweggeschritten.

Seine Niederlage hatte ihn vernichtet.

Der Zynismus dieser Mädchen — so nannte er ihre Ueberlegenheit — war ihm unbegreiflich, machte ihn fassungslos, noch mehr aber der Umstand, daß er in seiner Ehrlichkeit außerstande war, ihm etwas gleich Starkes entgegenzuhalten.

Sie konnten lachen, er aber nur knirschen.

Ach, er hätte gewünscht, sie verachten zu können, und er war unglücklich, daß er sie stärker sah, als sich selbst! Und daß er sie hassen mußte!

Der Konflikt hatte dazu beigetragen, sein Leben zu verbittern. Denn daß sie, die Entgleisten, taten, was sie tun mußten, er aber tat, was er sich vorschrieb — sah er nicht ein.

Daß die Weltordnung, die „Ordnung" überhaupt, nicht ihnen, sondern ihm, dem Manne der Moral recht gab, daß sie schließlich doch die Betrogenen waren, die Sünde also schon hienieden ihre

Franz Marc: **Pferde / Originalholzschnitt**

Strafe fand, konnte ihn freilich nicht beruhigen, aber besänftigen.

Hatte er in seinem entflammten Zorne gewünscht, das Sündige mit Feuer und Schwert ausrotten zu können, so hatte ihm schließlich das Bild ihres Elends Trauer und Mitleid eingeflößt.

Er konnte weinen, wenn er eine von ihnen sah.

Nicht sie haßte er mehr, sondern das Leben.

•

Herr Theobald sah noch lange in die Nacht hinaus. Alles das Vergangene ging ihm wieder durch den Sinn, war aber nicht imstande, seine Stimmung zu umdüstern. Es blieb dabei:

Es war ein Hauch von Heiterkeit und Lebenslust, was von dem roten Lichte da unten ausging. Und als wollte das blutige Zeichen seinen Vermutungen recht geben, fing es plötzlich an, heftig zu flackern, mit solcher Lebhaftigkeit und Vehemenz, für die gar kein Grund dazu sein schien und die es wahrscheinlich machten, daß ein unrühmlicher Tod die Folge sein werde.

Und richtig — da war es schon verlöscht.

Ein Windstoß mußte es ausgeblasen haben.

Herr Theobald trat betroffen an das Fenster heran, um nach der Ursache zu forschen.

Und da bemerkte er erst, daß die große Türe des stummen Hauses offen stand, und hörte, wie einzelne gellende und zornige Worte zusammenhanglos herausflogen, abgerissen, wie Fetzen.

Woher kommt so plötzlich der Wind? fragte sich Herr Theobald.

Er sah ihn in wirbelnden Stößen durch die geöffnete Türe hervorschießen, die Scheiben der roten Laterne mußten klirren.

Als fahre es bis zu ihm herauf und lösche jäh alles Licht in ihm aus —

Herr Theobald öffnete die Flügel des Fensters und beugte seinen Oberkörper weit in die Kälte der Winternacht hinaus.

Die Flocken spielten mit seinen dünnen grauen Haaren. Und ein unruhiger heftiger Wind wandte sich jetzt in unregelmäßigen kurzen Stößen gegen den Friedhof zu.

Herr Theobald hörte, wie sich in die wütenden Worte dort unten die schauerlichen Töne eines billigen Orchestrions mischten.

Es klang wie: „Weißt du, Mutterl, was mir träumt hat?“ und wirkte so kläglich, daß es ins Herz schnitt.

Dazwischen hallte ein rohes Lachen, dröhnende Faustschläge fielen auf die Tische, Gläser klirren.

Jählings fiel mit Gekrach eine Tür zu.

Der Streit pflanzte sich aus dem Gastzimmer in das Vorhaus fort und artete in ein wüstes Geschrei aus. In das wahnsinnige Gekreisch zweier besinnungsloser Weiber.

Bis dann nochmals eine Tür aufgerissen und wieder zugeschlagen wurde und die kaltblütig-rohe Stimme eines Mannes sich in den Streit mischte. Endlich nachdem einige Sekunden atemlose Stille geherrscht hatte, ein einziger harter, langgezogener Schrei, der scharf und schneidend in die Nacht hinausfuhr — —

Im gleichen Moment schoß blitzesschnell der Körper eines Weibes aus dem gähnenden Loche der Tür hervor. Flog etwa drei Meter weit und blieb regungslos liegen.

Mit dumpfem Krach fiel die schwere Tür wieder ins Schloß.

Herr Theobald war atemlos und wie im Traume die „Sorge“ hinuntergelaufen und begriff erst, als er auf dem eisigen Boden neben dem Weibe kniete.

Es war der große und starke Körper eines Mädchens, der vor ihm auf dem Boden lag.

Die dunklen Haare waren wild zerzaust und aufgelöst und hoben sich kräftig von dem blendenden Schnee ab. Der volle weiße Hals schimmerte in seiner samtenen Nacktheit, und auf dem Nacken war ein kleines schwarzes Muttermal sichtbar.

Die Bluse war auf der Brust bis zur Hälfte aufgerissen.

Herr Theobald packte die Gefallene bei der Schulter und schüttelte sie mehrmals, erhielt aber keine Antwort.

Sie lag wie trotzig am Boden, ihr Gesicht war dem Boden zugekehrt, und atmete erregt.

Es hörte sich an wie Keuchen, wie ein krampfhafter Versuch, das aufsteigende Weinen zu unterdrücken.

Der ganze Körper bebte.

„Stehen Sie auf,“ bat Herr Theobald und schüttelte das Mädchen unausgesetzt.

Mit Mühe gelang es ihm schließlich, ihren Kopf umzudrehen und ihm ins Gesicht zu sehen.

Er erschrak nicht wenig. Die Wangen des Mädchens, die fieberheiß glühten, waren voller Blut.

„Was ist Ihnen geschehen? — So reden Sie doch!“ Herr Theobald strich dem Mädchen die Haare aus der Stirn.

Es blieb aber völlig apathisch.

Ohne zu reden, richtete es den Oberkörper langsam empor und stützte ihn auf den rechten Arm. Sein Gesicht hing müde und traurig herab. Die ersten Tränen rollten schwer über die Wangen.

„Stehen Sie doch auf! — Haben Sie Schmerzen?“

Herr Theobald sprach der Teilnahmslosen unaufhörlich zu und brachte sie schließlich so weit, daß sie sich mit seiner Hilfe erhob.

Kaum aber war sie auf den Füßen, überfiel sie ein Weinkrampf.

Sie zog ihr Taschentuch und drückte es vor das Gesicht.

Sofort färbte es sich rot mit ihrem Blute.

Herr Theobald wußte sich keinen anderen Rat, als sie mit in seine Wohnung zu nehmen.

„Kommen Sie!" sagte er energischer, als es sonst seine Gewohnheit war, und nahm sie bei der Hand.

Sie ging ohne Widerrede mit ihm.

Nachdem er sie durch das finstere Vorhaus und die schmale hölzerne Stiege hinauf in die warme Stube geführt hatte, goß er ihr warmes Wasser in ein Becken und gab ihr Handtuch und Seife.

„So — hier waschen Sie sich," sagte er nicht ohne Verlegenheit und fügte, nur um etwas zu sagen, hinzu: „Haben Sie sich etwas getan?"

„Nein . . . danke . . . es wird schon gehen!"

Das Mädchen sprach leise und verlegen.

Es hatte das blutbefleckte Tuch wieder eingesteckt und vermied es, Herrn Theobald anzusehen.

Beim Waschen benahm es sich recht ungeschickt.

Herr Theobald hätte der Fremden gern geholfen, doch hinderte ihn seine wachsende Befangenheit, ihr näher zu treten.

Erst jetzt fühlte er, daß ein Weib bei ihm war, ein Weib, das jung und nicht unschön schien. Die langen, aufgelösten Haare, die in ihrer Fülle die halbe Gestalt hinab fielen, der bloße Nacken und die nur mangelhaft bedeckte Brust machten ihn verwirrt . . .

Endlich war sie fertig und trocknete sich ab.

Auf ihrem Gesicht zeigte sich eine nur unbeträchtliche Wunde, die sie sich bei ihrem Falle zugezogen haben mochte.

„Ach bitte," sagte sie und ihre Stimme klang schon viel gefaßter, „hätten Sie nicht ein Stück Leinwand . . . zum Verbinden?"

Sie lächelte leicht und sah Herrn Theobald zum ersten Male ins Gesicht.

„Ja — natürlich! . . ." antwortete er und wurde noch verlegener.

Er stürzte in die Schlafkammer, fand aber nicht gleich, was er suchte, so daß er kurz entschlossen aus einem seiner weißen Hemden einen Fetzen herausriß.

„Ich danke vielmals," sagte das Mädchen, als er ihr das Zeug gab, und lächelte ihn wieder an.

Sie hatte eine liebe Art, zu lächeln. Auch war in ihrer Stimme wirkliche Dankbarkeit.

„Jetzt — wenn Sie noch irgend ein altes Tuch hätten," sagte sie einfach, indem sie den Leinwandfetzen mit Wasser tränkte, ihn auswand und auf die Wunde legte.

Herr Theobald brachte eines seiner großen roten Taschentücher, das gerade groß genug war, um einmal um den Kopf gewunden zu werden.

„Wollen Sie mir helfen?" bat wieder die Fremde. „So . . ."

Sie wand das Tuch um den Kopf und Herr Theobald mußte es ihr binden.

Sie stand mit ihrem Gesichte ihm zugekehrt. Er wagte kaum die Augen zu erheben. Ihre Bluse war noch immer offen.

„Ach, nochmals vielen Dank!"

Sie atmete auf.

Und als wäre es die natürlichste Sache von der Welt, ohne jede Scham, fing sie jetzt an, ihre Bluse zuzuknöpfen.

Sie wandte sich dabei Herrn Theobald zu, der rasch an das Fenster getreten war, und hörte nicht auf sich zu entschuldigen.

„Sicherlich — ich bin Ihnen lästig gewesen," sagte sie mit ihrer weichen Stimme, sah ihn aber mit jener selbstsicheren Ruhe an, die sich bewußt ist, Eindruck zu machen.

„Nein — est ist nicht der Rede wert," erwiderte Herr Theobald und ärgerte sich, daß er rot geworden war.

Zuletzt warf die Fremde ihren Kopf zurück, packte mit den Händen die Flut ihrer Haare und bat Herrn Theobald um einen Kamm.

Und indem sie sich auf einen Stuhl niederließ und mit wenigen Handgriffen ihre Frisur in Ordnung brachte, fragte sie:

„Sie wohnen allein?"

„Nein, ein Freund, ein Kollege wohnt mit mir," antwortete Herr Theobald.

Er wußte aber gar nicht was er sagte, seine Antwort war rein mechanisch. Jetzt, wenn sie fertig sein wird, wird sie danken und wieder gehen, dachte er. Ich werde sie nie mehr sehen. Und er begriff nicht, warum ihn der Gedanke so traurig machte. Aber sie dachte nicht daran, sich zu erheben.

Sie stütze vielmehr den Kopf auf ihren rechten Arm und sagte ganz unvermittelt: „Und ich weiß nicht, was ich anfangen soll . . ."

Sie sprach müde, ohne Verstellung.

„Man hat mich hinausgeworfen . . ." fuhr sie langsam, ohne zu betonen, fort und richtet dabei ihren Blick auf Herrn Theobald.

Als handle es sich um etwas völlig Belangloses und Selbstverständliches, von dem zu reden, sich kam lohnte, sagte sie es.

Ihr Blick ist ganz der der Mädchen auf der Gasse, dachte Herr Theobald. Und doch nicht ganz so. In seiner beißenden Ruhe und Kälte liegt noch etwas, das anders ist — wie Müdigkeit, wie Erschöpfung sieht es aus. Was mag es sein?

Herr Theobald mußte an Menschen denken, die mit ihrem Leben, als sei es ein Spielzeug, Fangball spielen. Genau so kam ihm die Fremde vor.

„Ich tun?" gab sie zurück, und es klang, als verachte und höhnte sie sich selbst. „Was werde ich tun?!"

Mit einer Gebärde scheuchte sie alle Gedanken von sich. Sie sprang jäh auf, lachte und trat an das Fenster.

„Sie kennen mich wohl gar nicht, Herr Theobald?" fragte sie.

Dieser war noch mehr erschrocken als erstaunt.

„Ich . . .? Nein? — Woher sollte ich iSe kennen!"

Die Fremde lachte ihn voll an. Sie wurde mit einem Male sehr lebhaft und tat ganz ungeniert.

„Sehen Sie, ich kenne Sie sehr gut! Tag für Tag sind Sie bei uns vorüber gegangen. Mit jenem dicken Herrn. Das ist doch Ihr Freund?"

Und auf Herrn Theobalds Bejahung:

„Ich weiß auch, wie Sie heißen, Sie und Ihr Freund! . . . Gott, ja, hier erfährt man ja alles! Ich bin fast ein halbes Jahr dort unten gewesen. Und gerade heute — —"

Sie bach plötzlich ab und war ratlos.

„Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich anfangen soll. Ich habe garnichts, um mich umzutun, kein Geld, keine Wäsche, keine Kleider. Sie glauben es nicht: nicht einmal das da gehört mir!"

Sie wies auf ihre luftigen niedrigen Schuhe, die für den Ballsaal gearbeitet waren, und auf ihren dünnen Rock. Hut hatte sie auch keinen.

„Muß man Ihnen Ihre Sachen nicht wieder herausgeben?"

„Ich habe nichts, was mir gehört," sagte sie und war ganz gleichgiltig. „So geht es uns wenn wir älter werden. Wir verdienen nur wenig und werden den Wirten unbequem . . . Da liegt man schnell einmal draußen . . . Ja, als ich jung war!"

Herr Theobald verschlang sie mit den Augen.

„Sie sind doch noch jung, Fräulein." sagte er.

Da stellte sie sich vor ihn hin und drehte sich auf ihren Absätzen langsam herum.

„Betrachten Sie mich, Herr Theobald! Neunundzwanzig Jahre bin ich alt! Finden Sie, daß ich noch jung ausschau?"

Sie bot sich ihm mit ihren Augen rückhaltlos an. Herr Theobald mußte sich mit Gewalt zusammennehmen. Er zitterte. Warum fiel ihm nicht ein Scherz ein, etwas Harmloses? Wenn er es auch würgend und stotternd herausgebracht hätte.

„Also wirklich, Sie haben mich niemals gesehen? Als ich am Fenster stand und Ihnen sogar winkte? — Jawohl, Zeichen habe ich Ihnen gemacht! . . . Aber Sie — Sie lieben das wohl nicht?"

„Nein," sagte kurz Herr Theobald und es klang rauher als es seine Absicht war.

Fortsetzung folgt in nächster Nummer

Antwort

Kurt Hiller nannte mich am 31. Oktober 1912 öffentlich, vor dem Publikum, im literarischen Kabarett „Gnu" ungefähr: einen dahergelaufenen Oesterreicher, einen armen Schlucker, der kotige, zum Himmel stinkende Feuilletons schreibe, statt mit alten Hosen zu hausieren.

Es fiel mir nicht bei, Beleidigungen solcher Art in polemischer Form zu beantworten. Es ist in derlei Fällen schwer, an der Existenz von Indianernamen vorüberzugehen. Daraufhin sammelten vierzehn Leute ihre Namen. Und sagten zierlich: „Shoking! Man entrüste sich!" Vielen dieser Subskribenten dürfte der mich betreffende Passus der Rede Hillers — somit die gefühlsmäßige Berechtigung meiner Aeußerungen unbekannt sein.

Alle unterschrieben in dem kameradschaftlichen Glauben, ich wäre Bürger genug gewesen, in diversen Sätzen auf menschliche Beziehungen Hillers anzuspielen. Dies war und ist nicht der Fall. Mein Entwertungssystem galt nicht mir unbekannten, nicht mir ewig gleichgiltigen, sondern literarischen Angelegenheiten.

Auf jene Unterschriftsteller, die nun ihre gegen mich gerichteten Sätze nicht zurückziehen, fallen automatisch die häßlichen, schlecht geformten und gar nicht dokumentierten Beleidigungen „Unanständigkeit", „nichtswürdig" zurück.

Albert Ehrenstein

Dies die Antwort auf folgende „Erklärung":

Schärfe und Unanständigkeit sind zweierlei. Nichtswürdig und nichts wert war, was an sogenannter Polemik Herr Ehrenstein gegen Kurt Hiller erscheinen ließ — unter dem Titel „Anmerkungen" in einer Berliner West-Wochenschrift.

Dieses Blatt, indem es derlei brachte gegen jemanden, der ihm lange und häufig seine (wertvolle) Mitarbeit geschenkt hatte, . . . es hat sich deklassiert und erledigt.

Wir wollen, daß man unseren Widerwillen teile gegen so häßliche, schlecht geformte und gar nicht dokumentierte Beleidigungen.

Der Schriftsteller Kurt Hiller, dessen Tapferkeit, dessen enthusiastische Geistigkeit unseres Schutzes nicht bedarf —, möge wissen, daß wir kameradschaftlich auf seiner Seite stehen.

Ernst Blaß, Dr. Franz Blei und Arthur Drey. Ferdinand Hardekopf. Wilhelm Herzog. Hoexter. Herbert Ihering. H. E. Jacob. Kolfka. Dr. med. et phil. Arthur Kronfeld. Alfred Lichtenstein (Wil-

G. Münter: Originalholzschnitt

mersdorf). Dr. Robert Musil. Franz Pfemfert. Erich Unger. Alfr. Wolfenstein.

Die leichterklärliche Erklärung befindet sich in dem augenblicklichen Wilmersdorfer Vor-Ortblatt Die Aktion, Wochenschrift für Politik, Literatur, Kunst. Herausgegeben von Franz Pfemfert, Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Straße 17. Telephon Amt Pfalzburg Nr. 6242. Alle vierzehn Schriftsteller konnte ich nicht aus den Adreßbüchern ermitteln. Drey von ihnen halte ich für Doktoren. Der doppelte zählt nicht einmal doppelt. Im übrigen ist es der bekannte Variétéscherz: Der Dichter geht ruhig seinen Weg. Der „selbstleserische Intellektualmensch" rempelt ihn wiederholt an. Darauf sprengen vierzehn Kameraden (. . . fest — und — treu — zu — sam — män) im Steckenpferdgalopp gegen den Dichter, rempeln ihn auch an und erklären, sie gingen an Hillerns Seite, als wären es Stücke von ihm. Trotzdem jener, wie bekannt, weder Panens Schutz, noch Aktionens Schirm bedarf. Dem Schirm soll der nötige Regen werden.

H. W.

Empfohlene Bücher

Die Schriftleitung behält sich Besprechung der hier genannten Bücher vor. Die Aufführung bedeutet bereits eine Empfehlung. Verleger erhalten hier nicht erwähnte Bücher zurück, falls Rückporto beigefügt wurde.

Thaddäus Rittner
Ich kenne Sie / Novellen
Wien / Deutsch-Oesterreichischer Verlag

Louis Thomas
André Rouveyre
Mit zahlreichen Reproduktionen seiner Zeichnungen und seinem Porträt von Henri Matisse
Paris / Les Bibliophiles Fantaisistes
Dorbon-Aine

Else Lasker-Schüler
Mein Herz / Ein Liebesroman mit Bildern und wirklich lebenden Menschen / Adolf Loos gewidmet
München / Verlag Heinrich F. S. Bachmair

Verantwortlich für die Schriftleitung:
Herwarth Walden / Berlin W 9

Ständige Ausstellungen
der Zeitschrift Der Sturm

Berlin W / Königin Augustastraße 51
gegenüber der von der Heydtstraße
Fahrgelegenheit: Lützowplatz

Zehnte Ausstellung
Die Neue Sezession

Vom 9. Dezember bis 31. Dezember
Geöffnet täglich von 10—6 Uhr / Sonntags von 10—2 Uhr
Eintritt 1 Mark / Jahreskarte 6 Mark

Elfte Ausstellung
G. Münter

Zwölfte Ausstellung
R. Delaunay

Verlag der Sturm

Berlin W 9 Potsdamer Straße 18
Fernruf Amt Lützow 4443

Zeitschrift der Sturm
Dauerbezug

Gewöhnliche Ausgabe: Für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 6 Mark / Ein Halbjahr 3 Mark / Ein Vierteljahr 1 Mark 50 / Einzelnummer 20 Pfennig / Doppelnummer 40 Pfennig × Für das Ausland bei direkter Zustellung durch die Post: Ein Jahr 9 francs / Ein Halbjahr 4 francs 50 centimes / Ein Vierteljahr 3 francs / Einzelnummer 25 centimes / Doppelnummer 50 centimes. Probenummer umsonst

Sonderausgabe: Ungebrochene Exemplare auf holzfreiem Papier, Versendung in Rollen direkt durch die Post für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 12 Mark / Ein Halbjahr 6 Mark × Für das Ausland: Ein Jahr 18 francs / Ein Halbjahr 9 francs / Von dieser Ausgabe werden Vierteljahrsbezüge, Einzelnummern und Probenummern nicht abgegeben

Der Sturm: Erster Jahrgang, Nummer 1—56: 25 Mark / Zweiter Jahrgang, Nummer 57—104: 6 Mark

Die Zeitschrift Der Sturm ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen, durch die Post, sowie direkt durch den Verlag Der Sturm, Berlin W 9, zu beziehen / Zum Einzelverkauf liegt Der Sturm in allen Bahnhofshandlungen, Kiosken und Straßenständen auf

Falls direkte Zustellung durch den Verlag Der Sturm unter Streifband oder in Rolle gewünscht wird, bitten wir den Betrag für den Dauerbezug bei der Bestellung oder bei Beginn des neuen Vierteljahres bis zum zehnten des ersten Monats einzusenden / Andernfalls nehmen wir an, daß Einziehung des Betrages durch Nachnahme unter Berechnung des Nachnahmeportos gewünscht wird

Sonderdrucke

Max Pechstein: Die Erlegung des Festbratens / Originalholzschnitt / Auf Nummer 94 der Zeitschrift Der Sturm sind einhundert Exemplare vom Künstler mit der Hand aquarelliert, signiert und numeriert / Das Exemplar 5 Mark

Franz Marc: Versöhnung / Originalholzschnitt / 15 Exemplare vom Künstler auf Japanpapier handgedruckt, signiert und numeriert / Das Exemplar 40 Mark / Tierlegende / Pferde / Tiger / Originalholzschnitte / je 10 Exemplare vom Künstler auf Japanpapier handgedruckt, signiert und numeriert / Das Exemplar 40 Mark

Richter-Berlin: Landschaft mit holländischer Mühle / Landschaft mit Bockmühle / Landschaft mit Bahnwärterhäuschen / Landschaft mit Kindern / je fünfzehn signierte und numerierte Exemplare auf Japanpapier / Das Exemplar 25 Mark

Arthur Segal: Vom Strande I / Vom Strande III / je fünfzehn signierte und numerierte Exemplare / Das Exemplar 20 Mark

H. Campendonk: Originalholzschnitt [Nummer 131] zwölf signierte und numerierte Exemplare / Das Exemplar 25 Mark

Oskar Kokoschka: Plakat für die Zeitschrift Der Sturm / Originallithographie / Das Exemplar 3 Mark

Je ein Exemplar ist ständig ausgestellt im Graphischen Kabinett, Kurfürstendamm 33

Musik

Herwarth Walden: Dafnislieder / Zu Gedichten von Arno Holz / Für Gesang und Klavier / 3 Mark

Künstlerpostkarten

Futuristen: 1 / Umberto Boccioni: Das Lachen / Luigi Russolo: Erinnerung einer Nacht / Zug in voller Fahrt / Gino Severini: Die Modistin / Ruhelose Tänzerin / Pan-Pan Tanz × Lichtdrucke: Das Exemplar 20 Pfennig

2 / Umberto Boccioni: Das Lachen / Abschied / Luigi Russolo: Erinnerung einer Nacht / Zug in voller Fahrt / Gino Severini: Pan-Pan Tanz / Ruhelose Tänzerin × Clichédrucke: Das Exemplar 20 Pfennig

Zeitschriften

Die Aufnahme erfolgt kostenlos nach freiem Ermessen der Redaktion dieser Zeitschrift

Die Fackel / Herausgeber: Karl Kraus / Erscheint in zwangloser Folge. Die Fackel enthält nur Beiträge von Karl Kraus. Neueste Nummer 360—362. Preis dieser dreifachen Nummer 75 Pfennig / Verlag Die Fackel / Wien III/2

L'Effort Libre / früher L'Effort / Monatsschrift / Herausgeber: Jean Richard Bloch / Poitiers [Vienne]

L'Indépendance / Halbmonatsschrift / Künste / Kultur / Philosophie / Politik / Jahresbezug 15 Francs / Paris 31 rue Jacob

Les Marges / Monatsschrift / Paris 5 rue Chaptal

La Nouvelle Revue Française / Monatsschrift / Paris VIe 35/37 Rue Madame / Nummer 1 Francs 50 centimes

Les Cahiers du Centre / Moulins [Allier]

Umelecky Mesicnik / Monatsschrift für Neue Kunst. Tschechische, fremde und alte Kunst: Literatur, Kunsthistorie, Malerei, Plastik, Architektur, Kunstgewerbe, Theater, Musik. Erscheint monatlich (8 Bildbeilagen, 20 Seiten reich illustrierter Text, Musikbeilage). Jährlich M. 12.60 / Prag I / Bellevue / Franzenquai 20

Anzeigen

Es werden nur Anzeigen tatsächlichen Inhalts fortlaufend gesetzt aufgenommen. Hervorhebungen von Worten ist nur durch Sperrdruck, von Namen nur durch halbfette Schrift, gestattet. Die dreigespaltene Zeile 60 Pfennig. Annahme von Anzeigen durch den Verlag der Sturm Berlin W 9 und durch Graphisches Kabinett, J. B. Neumann, Charlottenburg, Kurfürstendamm 33

Die Zurückweisung von Anzeigen behält sich der Verlag Der Sturm ohne Angabe der Gründe vor

---

Neue Kunst Hans Goltz München, Odeonsplatz 1 / Van Gogh bis Kandinsky / Die Graphische Ausstellung enthält zurzeit Brangwyn / Hodler / Liebermann / Munch / Schmutzer / Slevogt / Zoir / Zorn / und andere / Illustrierter Katalog der ersten Ausstellung 50 Pfennig / Sammler wollen mir ihre Wünsche stets übermitteln / Auswahlsendungen bereitwillig

Der Neue Kunstsalon / Dr. Paul Ferdinand Schmidt und Max Dietzel / München / Königinstraße 44 (Trambahn: Leopold-Franz-Joseph-Straße) Expressionisten: Gemälde, Plastik / Graphik und Kunstgewerbe der neuen Kunst / Monatlich wechselnde Kollektivausstellung. Eröffnet am 3. November mit einer großen Nolde-Ausstellung. Gauguin, Picasso, Rousseau, Rodin, Matisse etc.

Neue Sezession / Berlin / Eingetragener Verein Passive Mitglieder der Neuen Sezession erhalten jährlich 1 / mehrere graphische Arbeiten 2 / die Zeitschrift Der Sturm frei zugestellt 3 / freien Eintritt zu den Veranstaltungen der Neuen Sezession. Mitgliedsbeitrag halbjährlich 15 Mark. Geschäftsstelle der Neuen Sezession: Steglitz, Miquelstraße 7a. Fernruf Amt Steglitz 2699

Graphisches Kabinett Buch- und Kunsthandlung / Berlin W 15, Kurfürstendamm 33, Eingang Grolmanstraße / Eckhaus / Fernruf Amt Steinplatz 14297 / Der Inhaber des Graphischen Kabinetts J. B. Neumann eröffnet in der Schillerstraße 6 (am Knie) eine Ausstellung für die neue Malerei. In ihr sollen ausschließlich Werke jüngerer Künstler gezeigt werden

Edmund Meyer / Buchhändler und Antiquar / Berlin W 35, Potsdamer Straße 27b / Fernruf Amt Lützow 5850 / Spezialgeschäft für bibliophile Literatur aller Zeit / Wertvolle und seltene Bücher jeder Art vom XVI.—XX. Jahrhundert / Alte und neue Kunstblätter / Ständige Ausstellung / Oktoberausstellung: Alfred Kubin und sein Werk

Reuß und Pollack / Buchhandlung und Antiquariat / Potsdamerstraße 118c. Fernsprecher Amt Lützow 2829 / Graphisches Kabinett der Neuen Sezession / Vorlesungen über moderne und buchgewerbliche Themen / Eintritt frei / Anmeldungen erbeten / Ständige Ausstellung von Luxusausgaben in ausländischer Literatur

Fritz Merker Charlottenburg, Schillerstraße 94. Fernruf Amt Steinplatz 8397. Passepartoutfabrik / Buchbinderei / Zeichenmappen / Aufziehen von Zeichnungen / Moderne Bucheinbände

Titania-Schreibmaschine / Erste deutsche Schreibmaschine mit Typenhebeln auf Kugellagern / Fabrikat der Aktiengesellschaft Mix & Genest, Schöneberg-Berlin. Generalvertreter für Berlin und die Mark Brandenburg: Louis Stangen, Linkstraße 12. Telefon: Amt Kurfürst 2425

Druck von Carl Hause / Berlin SO 26